

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 2 (1926-1927)
Heft: 12

Artikel: Das Leben als Lehrmeister
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064771>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Thema:

Das Leben als Lehrmeister

**Von
einem
jungen
Lehrer**



vier Jahre Seminarzeit waren vorbei. Bis jetzt waren wir Schüler. Nun durften wir selber Lehrer sein. Wie freuten wir uns auf unsere Tätigkeit! Aber bald kam die Enttäuschung. Der Erziehungssekretär verkündete mit Feldherrenstimme, dass wir vorläufig nicht auf eine Verwendung im Schuldienst rechnen dürften. « Lehrerüberfluss », sagte er, « Lehrerüberfluss im ganzen Kanton. Und Kindermangel dazu. Behalten Sie Ihre Begeisterung ein paar Jahre frisch. Suchen Sie einen andern Beruf. Gehen Sie ins Ausland. Vielleicht finden Sie eine Stelle als Hauslehrer. Kopf hoch, meine Herren ! Ich wünsche Ihnen allen

Erfolg ! » — Der Gewaltige strich über seinen Spitzbart und wir standen draussen im Korridor. Aller Trottendrang war erloschen. Zwei bis drei Jahre warten. Wohl denen, die es sich leisten konnten, weiter zu studieren. Aber wir andern ? — Kleinlaut und verstimmt schllichen wir durch die Gassen der Altstadt. Gestern noch, bei der Entlassungsfeier, sahen wir den Himmel voller Geigen hängen und heute schien uns die Erde das grösste Jammertal.

Alle möglichen und unmöglichen Pläne durchkreuzten das examenmüde Gehirn. Mein Freund sprach bereits von Amerika. Er wollte Farmer werden. In der Schweiz

**Illustriert
von
Rodolphe
Bolliger**



war kein Platz für uns. Wirtschaftskrise ! Arbeitslosenfürsorge ! waren die grossen Schlagworte, die täglich durch alle Zeitungen hallten.

Nach einigen Tagen war auch mein Entschluss gefasst. Ich besass ein bescheidenes Sparbüchlein. Das sollte mir zu Hilfe kommen. Ich wollte nach Frankreich, nach Paris. In einer Millionenstadt würde ich sicher mein Brot verdienen. Mancher hatte schon sein Glück gemacht in jungen Jahren. Dem Mutigen gehört die Welt !

Mon Paris

Irgendwo in einem billigen Hotel an der Rue de Clignancourt fand ich ein billiges Zimmer. Es durfte nicht viel kosten, denn meine Finanzmittel waren beschränkt. Die Mahlzeiten nahm ich meistens auf meiner Bude ein. Ich kaufte Brot, sogar sehr viel Brot, Früchte, Sardinen, Käse und liess mir mein primitives Essen wohl schmecken. Gelegentlich suchte ich auch eines jener Massenrestaurants auf, da man für Fr. 3.50 hors d'œuvre, Fisch, Fleisch, Gemüse, Dessert, eine Flasche Wein und Brot nach Belieben erhielt.

Ich studierte fleissig die Zeitungen, las die Affichen der Stellenvermittlungsbureaux. Eigentlich hätte ich mich lieber mit den berühmten Sehenswürdigkeiten der Stadt beschäftigt. Louvre, Panthéon, Invalidendom, Luxembourg. Ich musste mich vorläufig begnügen, sie von aussen anzuschauen. Wenn man mit hungrigem Magen umherziehen muss, dann schwindet auch das Interesse an Kunst, an Wissenschaft. Und noch viel weniger spürt man Lust, in den grossen Vergnügungstaumel hineinzutauchen.

Wenn ich des Abends über die grossen Boulevards schlenderte und die grosse, elegante Welt in den hellerleuchteten Cafés sitzen sah, wenn ich den verwirrenden Duft einatmen musste, den prächtige Frauen ausströmten, dann wunderte ich mich, dass es in Paris soviel Geld gibt, und dass ich allein so armselig durch das Leben musste. Aber wenn ich auf dem Heimweg über den Boulevard Clichy ging, wo die Fremden weniger zahlreich sind, wo der typische Pariser Kleinbürger seinen Abendspaziergang macht, wo reizende Midinetten über das Trottoir huschen und wo unter grossen Bäumen, im Schatten der Aeste, bleiche Mädchen stehen und warten, da empfing ich trotz meiner bedenklichen Lage jenen Zauber und Duft von Paris, der jedem unvergesslich bleibt, der einmal längere Zeit an der Seine gelebt hat.

Vom Morgen bis zum Abend lief ich durch die Strassen. Nur selten erlaubte ich mir den Luxus, in den Metro hinunterzusteigen. Ich lief von Geschäft zu Geschäft. Aber überall kam ich zu spät. Immer war die Stelle schon besetzt. Ich meldete mich als Packer und Magaziner, als Hausknecht und Küchenjunge, als Lehrer in Institute, überall wurde ich abgewiesen. Wenn ich irgendwo noch Glück gehabt hätte, so reichten meine Sprachkenntnisse wieder nicht aus. Und ich konnte immer wieder die betrübende Erfahrung machen, dass wir in unserem Seminar wohl Grammatik und Literatur lernten, aber keine Ahnung hatten, wie man überhaupt sprechen muss. Mit meinem Schulstaben-Französisch war ich bald zu Ende. Ich musste meine ganze Sprachfertigkeit umstellen. Ich musste neu lernen und mir vor allem jene natür-

liche, ungekünstelte, frische, lebendige Sprache aneignen, die in der Tiefe des Volkes wurzelt.

Foxtrott von Mendelssohn

Endlich nach zehn Tagen war mir einiges Glück beschieden. Es war wirklich höchste Zeit. Mein Geld ging seinem Ende entgegen. In einer erbärmlichen Spelunke im Quartier de la Villette fand ich eine Stelle als Klavierspieler.

« Zehn Franken von acht bis ein Uhr morgens und ein Nachtessen. Und wenn Sie schlau sind, können Sie noch allerlei Trinkgelder verdienen », erklärte mir der Patron.

Ich schlug ein. Zehn Franken pro Tag. Das machte im Monat dreihundert Franken. Mein Zimmer kostete 150 Franken. Dazu noch ein Nachtessen. Damit liess sich für den Anfang recht gut leben.

Noch am gleichen Abend musste ich mein Amt antreten. Das Klavier verdiente zwar seinen Namen schon längst nicht mehr. Es war ein jämmerlicher, zusammengehauener Kasten, der schon viel über sich ergehen lassen musste. Aber mit einer wahren Todesverachtung hieb ich auf die Tasten, drückte das Pedal und spielte mein ganzes Repertoire. Noten besass ich keine. Die lagen alle in der Schweiz. Aber aus der Seminarzeit blieben mir noch allerlei musikalische Erinnerun-

gen, die ich nun bunt durcheinander wirbelte. Wenn auch nur einer der Gäste etwas von Musik verstanden hätte, so würde der mir sicherlich den Klavierdeckel auf die Finger geschlagen haben. Ich spielte in meiner Verzweiflung den Pilgerchor aus dem «Tannhäuser» im Walzertempo, den «Hochzeitsmarsch» von Mendelssohn im Foxtrotttempo und das «Lied an den Abendstern» als sentimental Boston. Den grössten Erfolg hatte ich mit einigen Schweizerländlern, die natürlich für meine Pariser Gäste in jeder Beziehung musikalisches Neuland waren.



Das Publikum war keineswegs grossartig. Ich hatte auch nicht den Eindruck, dass nur einer meiner Musik zuhörte. Aber ich hämmerte drauflos und musterte dabei fleissig die eigenartigen Gäste, die ohne Kragen und ohne Krawatte an den Tischen sassen oder am Schenktisch standen und irgendeinen farbigen Apéritif

hinuntergossen. Gegen Mitternacht kamen auch zahlreiche Mädchen, die zuerst gar keine Notiz nahmen von mir. Grell geschminkt und stark gepudert. Am zweitend Abend setzte sich eine zu mir ans Klavier und fragte mich, ob ich ganz allein in Paris sei. Sie fand es köstlich, mir



*„Jenes reizende Tanzlokal
hoch oben am Montmartre“*

Bölliger

zuzuhören, wenn ich mit meiner unbeholfenen Sprache mit ihr plauderte. Sie war die erste, die mir ein Trinkgeld gab. Sie sei tagsüber Verkäuferin in einem grossen Magazin. Abends gehe sie ein wenig

auf die Strasse, sagte sie. Sie sei deswegen nicht schlecht. Denn man müsse doch leben. Sie hätte einmal einen reichen Freund gehabt. Nun sei sie allein. In einer Viertelstunde wusste ich ihre ganze Lebensgeschichte.

Sie kam jeden Abend. Und immer gab sie mir ein Trinkgeld. Ich wusste nicht warum. Aber immer musste ich ihr Lieblingslied spielen :

*« Ca, c'est une chose,
Qu'on ne peut pas oublier... »*

Eines Abends fragte mich der Patron, ob ich nicht singen könne. Er zahlte mir zwei Franken mehr, wenn ich zu meinen Liedern singe. Was tut man nicht alles ! Und so begann ich zu singen. Mein Gesanglehrer am Seminar hatte immer gesagt, ich singe wie eine alte Nachteule. Hier in Paris fand meine Stimme Beifall. Nun flossen auch die Trinkgelder reichlicher.

Tagsüber las ich fleissig Bücher, besuchte die Museen und lernte die französischen Schlager auswendig. Abends ging ich mit einem wahren Heisshunger zu meinem Bistro und verschlang mein Nachessen. Es ging nicht lange, so kannte ich die meisten Gäste. Es herrschte ein vertraulicher Ton. Man lachte und scherzte und gab mir viel zu trinken. Und nach ein Uhr, wenn ich fertig gespielt hatte, lud man mich noch oft an den Tisch zu einem Plauderstündchen ein.

Aber die Herrlichkeit sollte bald zu Ende sein. Nach drei Wochen kam die Polizei dahinter, dass ich eigentlich keine Arbeitsbewilligung besitze. Man wollte mich über die Grenze schieben. Mein Patron gab mir den Rat, auf ein paar Wochen aus Paris zu verschwinden. Nachher solle ich nur wieder kommen. Als ich

das letztemal spielte, sass die kleine Freundin den ganzen Abend an meiner Seite. Sie sprach nicht viel. Und als ich sie scherzend fragte, ob sie wegen meiner Abreise traurig sei, da nickte sie wehmütig mit ihrem Kopfe.

Mein Patron gab mir noch etwas Reisegeld und riet mir, nach Marseille zu fahren. Dort sei es mir eher möglich, ohne Bewilligung Arbeit zu finden. Am folgenden Morgen verliess ich Paris und fuhr nach dem Süden, neuen Ereignissen und neuen Enttäuschungen entgegen.

Die alte Hafenstadt hatte es mir angetan. Ich sah den Schmutz nicht, der in den engen, alten Gassen der alten Stadt lag, ich spürte den Fischgestank nicht, der über der ganzen Stadt lag, ich sah nur die Sonne und das tiefblaue Meer, die grossen Schiffe, die nach allen Ländern fuhren, die sonderbaren Menschen, die aus allen Erdteilen hier zusammenkamen. Ich liebte die stolze Notre Dame de la Garde, die hoch oben auf die Stadt hinunterblickt und über das Meer hinschaut.

Zu untersta auf der Leiter

Am zweiten Tag wurde ich als Hafenarbeiter eingestellt. Die Arbeit war schwer. Und als es Abend wurde, da hätte ich mich am liebsten auf dem Bureau wieder abgemeldet. Ich war müde zum Umsinken. Alle Muskeln schmerzten mich. Ich war mich nicht gewohnt, in so strenger, körperlicher Arbeit mein Brot zu verdienen.

Die grossen, kräftigen Gestalten, die starken Neger und Mulatten, die neben mir tätig waren, hatten zuerst beinahe spöttisch auf mich heruntergeblickt, als ich unter den grossen Säcken und Kisten fast zu Boden gedrückt wurde. Aber ich

biss auf die Zähne. Ich wollte mich durchbringen. Denn die Arbeit wurde gut bezahlt.

Wenn ich täglich die vielen, grossen Meerschiffe sah, wie sie im Hafen von Marseille zur Abfahrt bereit lagen oder wie sie lustig in das weite Meer hinausstiesen, da packte mich eine mächtige Sehnsucht, mitzureisen in ferne, fremde Länder, in weite Zonen, zu unbekannten Menschen, in unbekannte Gegend. Wo die Sonne heisser auf die Erde glüht, wo die Natur in seltsamem Farbenspiel ihre reichsten Wunder entfaltet, und wo andere Sitten und Bräuche den Menschen ihre Bahnen weisen. Ich konnte dieser Sehnsucht nach der blauen Ferne fast nicht widerstehen.

Oft war ich nahe daran, mich auf einer grossen Schiffahrtsgesellschaft zu melden. Aber vor der Türe bin ich noch immer zurückgekehrt. Es war mir, als müsste ich mein ganzes bisheriges Leben aufgeben, als müsste ich abschliessen mit all

dem, was ich schon gelernt und gesehen hatte, als ginge ich ein in ein durchaus neues Leben.

Mit meiner Stelle als Hafenarbeiter hatte ich wenig Glück. Nach einigen Wochen wurde der Generalstreik aller Hafenarbeiter proklamiert. Damit war auch ich auf die Strasse gestellt und musste mich wieder nach neuem Verdienst umsehen. Anfänglich war ich sehr erfreut über die unwillkommenen Ferien, denn die Arbeit war streng und hart gewesen. Ich lag einige Tage lang im Bette und erhob mich nur gegen Abend, um ein wenig in der frischen Meerluft zu spazieren. Ich schlenderte gegen Corniche und fand es prächtig,

dort jeden Abend dem Sonnenuntergang beizuwohnen und mitanzusehen, wie die rote feurige Kugel in der grossen Wasserfläche untersank.

Fischerpoesie

Die Barmittel gingen zur Neige. Ich spürte es wohl, zu strenger körperlicher

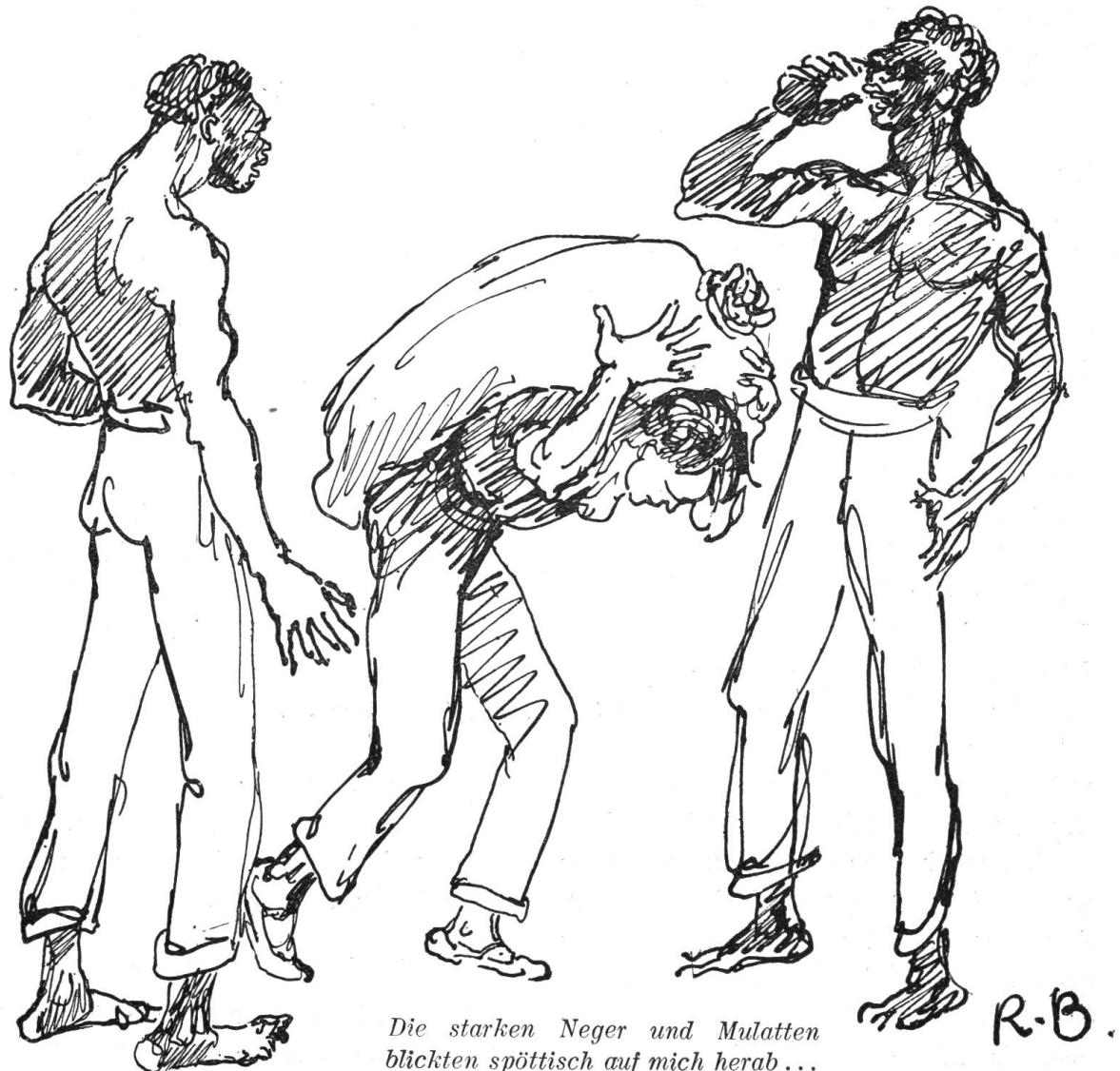


*„Wenn ich kleine
zarte Damenschuhe in meinen Händen hielt ...“*

Arbeit taugte ich nicht viel. Aber für intellektuelle Betätigung fehlte die Möglichkeit. Meine Rationen wurden knapper. Mittags ging ich hinaus vor die Stadt. Ir-gendwo am Meer stand eine bescheidene Wirtschaft. Zwei Dutzend Austern, eine Zitrone und Brot nach Belieben, mit einer kleinen Flasche Wein, alles für zwei Franken. Bei aller Einfachheit fühlte ich mich glücklich.

Bei einem Fischhändler fand ich endlich eine Stelle. Ich musste am frühen Morgen mit den Booten in das Meer hin-

ausfahren, und hatte nichts zu tun, als auf Befehl des Führers die Netze einzuziehen. Die Beschäftigung gefiel mir. Der viele Aufenthalt in der frischen Meerluft tat mir gut. Vor allem brachte er mir reichen Appetit, sodass ich mit meinen zwei Dutzend Austern wahrscheinlich verhungert wäre. Bald aber stieg mir der Fischgeruch in die Nase. Ich brauchte grosse Ueberwindung, überhaupt nur Fischfleisch essen zu können. Aber in Mar-



Die starken Neger und Mulatten blickten spöttisch auf mich herab ...

seille gehören die Fische eben immer noch zu den billigsten Nahrungsmitteln.

Wir waren oft acht und zehn Stunden auf dem Meere. Meine Begleiter sprachen nicht viel. Jeder rauchte seine Pfeife und schaute in das Wasser hinein. Gelegentlich musste ich auch rudern. Aber nur selten, wenn der Motor irgendeinen Defekt erhalten hatte, der sich nicht sofort wieder gutmachen liess.

Wenn wir ans Land kamen, musste ich helfen, die Fische zu sortieren. Anfänglich machte ich manchen Fehler und musste manches harte Wort hören. Ein guter Kamerad zeigte mir, wie ich mich gut und unauffällig von dieser Arbeit drücken konnte. Ich blieb im Schiffe und machte mir an den Netzen zu schaffen. Wo eine Masche zerrissen war, flickte ich sie wieder zusammen.

Nach einigen Wochen hatte ich auch von dem Fischfang genug. Wir hatten einige schlechte Tage. Das Meer war stürmisch. Das Boot wurde wie eine Nusschale in den Wellen umhergeworfen. Ich wurde seekrank und musste meinen Beruf aufgeben.

Dann aber zog ich es vor, mein Glück wieder in Paris zu versuchen.

Eine Reisebekanntenschaft

Im Rapide Marseille—Paris fand ich ein neues Arbeitsfeld. In meinem Coupé sass eine ältere Dame, ziemlich fest, in grauen Haaren. Ich wunderte mich immer, dass eine so feine Dame ganz gewöhnliche dritte Klasse fahren konnte, wie ich es tat. Wir waren allein im Coupé. Und sie gab mir selber die Antwort, ohne dass ich sie darum gebeten hätte. Es sei viel interessanter. In der ersten und zweiten Klasse sehe man lauter Durchschnittsgesichter, aber in der

dritten Klasse, da finde man wenigstens Menschen und nicht nur Puppen. Sie war ein sehr gefrässiges Wesen. Schon eine halbe Stunde nach Marseille nahm sie ihren umfangreichen Proviantkoffer zur Hand und breitete auf dem Polster ein delikates Essen aus. Sie sah meine hungrigen Augen und sie lud mich sofort ein, mitzuhalten.

Ich hatte es nicht zu bereuen. Zum Dessert gab es sogar noch Käse, Früchte und Konfekt. Dabei plauderte sie ununterbrochen und ich hatte weiter nichts zu tun, als ihr zum Dank für die genossene Mahlzeit zuzuhören. Als ich ihr sagte, dass ich ohne Stelle sei, schlug sie begeistert ihre Hände zusammen.

« Das findet sich prächtig, junger Mann, ich suche eben einen Burschen, wie Sie sind. Ich habe ein grosses Haus in Dijon. Kommen Sie mit mir, wenn es Ihnen nicht passt, können Sie ruhig mit dem nächsten Zuge nach Paris weiterreisen ! »

Ich legte ihr klar, dass ich keinerlei Arbeitsbewilligung besitze. Aber sie sah darin keinen Hinderungsgrund.

« Der Polizeikommissär ist ein lieber Freund, der jeden Samstag zu uns auf Besuch kommt. »

Nach Lyon setzte sie sich an meine Seite, fasste von Zeit zu Zeit meine Hände, strich mir mit ihren fetten Pratzen über die Knie und nannte mich einen hübschen Jungen. Die ganze Sache schien mir belustigend. Wir wurden handelseinig. Ich könnte bleiben, solange es mir gefalle. Der Lohn war recht und mit den Trinkgeldern nehme sie es nicht so genau. Nur müsse ich ihr wenigstens 24 Stunden vor meiner Abreise kündigen, damit sie sich nach einem Ersatz umsehen könne.

Es war Abend, als wir in Dijon einfuhren. Sie bestellte einen Wagen, wie sie dort vor dem Bahnhof stehen, alte, müde Droschkengäule mit schläferigen Kutschern. In langsamem Trab ging die Fahrt durch das stille Städtchen bis ans Ende, wo die Kasernen stehen. Vor einem einsamen Häuschen in einem kleinen Garten machte der Wagen Halt. Da sich niemand im Hause regte und alle Fensterladen dicht verschlossen waren, fragte ich sie, ob sie ganz allein in dem Hause wohne. Sie gab mir keine Antwort, lachte und nannte mich ein grosses Baby.

Sie führte mich in ein Zimmer mit muffigem Geruch, liess mir durch eine alte Köchin ein währschaftes Nachtessen vorsetzen und sagte, ich solle mich jetzt erst einmal tüchtig ausruhen, morgen wolle sie mich dann den andern Hausbewohnern vorstellen und mich in meine Arbeit einweihen. Ich war zufrieden und stieg mit meinem Koffer in ein enges Dachkämmerchen hinauf, um mich bald niederzulegen.

Ich mochte ein paar Stunden geschlafen haben, als ich durch einen grossen Lärm aufgeweckt wurde. Irgendwo spielte ein lautes, fürchterliches, mechanisches Klavier. Es war ein Lärm, Johlen und Singen von Mädchen- und Männerstimmen. Unartikulierbare Laute wurden ausgestossen. Türen fielen hart ins Schloss. Tritte wurden auf der Treppe hörbar, leise und laute, leichte und schwere, wie von behäbigen Fuhrleuten. Erst gegen den Morgen gab es Ruhe. Ich schlief wieder ein und als ich erwachte und meine Meisterin aufsuchen wollte, fand ich das ganze Haus wie ausgestorben. Es war acht Uhr vor mittags, aber alles lag in tiefem Schlaf. Die Dame hatte zur Feier ihrer Rückkehr offenbar grossen Empfang gefeiert und

wollte sich nun tüchtig ausschlafen. Aber auch von der Köchin war nichts zu sehen.

Im Parterre war ein grosser Raum, der Aehnlichkeit mit einer Wirtschaft hatte. Flaschen und Gläser standen noch auf den Tischen, die Stühle in wirrer Unordnung durcheinander. Zigarettenasche lag auf dem Fussboden wild zerstreut.

Ich trat durch die Hintertüre in den Garten. Noch immer waren alle Fenster des Hauses dicht verschlossen. Nun gut, dachte ich, ich kann ja warten.

H o n n y s o i t q u i m a l y p e n s e

Gegen 10 Uhr kam die Köchin geschlichen. Ein altes, hässliches Weib. Sie gab mir nicht viele Worte und fragte mich höchst verwundert, warum ich denn in aller Morgenfrühe schon auf den Beinen sei. Gegen Mittag wurde es lebendig im Hause. Nun kam auch meine Meisterin. Sie sah noch fetter aus als in der Eisenbahn. Ob ich gut geschlafen hätte? Der Lärm werde mich hoffentlich nicht gestört haben, das sei jede Nacht so. Dafür sei es am Tag um so ruhiger. Sie führte mich hierauf in den Salon, wo etwa acht Mädchen um einen Tisch sassen und Karten spielten.

« Das ist der neue Hausknecht », sagte sie, « und das sind meine Pensionäinnen, lauter sehr nette und liebe Damen, die gute Freundinnen zu Ihnen sein werden. »

Man empfing mich mit lautem Geschrei, die Karten wurden auf den Tisch geworfen und ich wurde von allen umarmt. Nach dieser stürmischen Begrüssung fand ich Zeit festzustellen, dass die Pensionäinnen alle sehr leicht gekleidet waren und es wurde mir rasch klar, welcher Art diese Pension sei, da ich als Hausknecht tätig sein sollte.

Meine Arbeit war einfach. Ich musste jeden Morgen die vielen Gläser spülen, in der Küche aushelfen, wenn es die Köchin verlangte. Ich hatte die Madame bei ihren Einkäufen in der Stadt zu begleiten, ich hatte die vielen Zimmer mit frischem Wasser zu versetzen und abends musste ich sogar den Kellner spielen und den mechanischen Musikapparat bedienen.

Schon am ersten Tag verdiente ich ein beträchtliches Trinkgeld. Ich hatte mich rasch in den Pensionsbetrieb eingelebt, fand reichlich Gelegenheit ein Milieu zu studieren, das mir durchaus fremd war, mit seinen interessanten Köpfen und Gerüchen.

Das Geschäft ging seinen ge- regelten Gang.

Abends, wenn Gäste kamen, sass Madame wie eine Königin an der Kasse und über-

blickte den ganzen Raum mit kritischen Augen. Von jeder Flasche Wein, die ich verkaufen konnte, erhielt ich eine kleine Provision. Man zog mir einen weissen Kittel und eine weisse Schürze an und es machte mir Spass, ein paar Tage lang Kellner, Botenjunge, Zimmerdiener, Spüljunge und Küchenjunge zugleich zu spielen.

Die Meisterin war sehr eifersüchtig darauf, dass die Mädchen mir nicht zu nahe kamen. Sie habe ein anständiges Haus, schimpfte sie einmal, als sie mich im harmlosen Gespräch mit einer Pensionärin erblickte. Sie dulde durchaus keine Unanständigkeiten. Die Mädchen lachten hell auf bei diesen Worten und Madame nahm mich zu einer Gardinenpredigt in ihr Bureau.

Ich sei ein netter Junge, sagte sie und strich mir dabei über die



„Am Abend stiegen wir zum „Moulin de la Galette“ empor . . .“

Wangen. Aber diese Sorte Weiber sei nichts für mich, ich solle mich in acht nehmen. Es sei schon mancher zugrunde gegangen in diesen Häusern. Die Mädchen seien sehr tüchtig im Geschäft, aber für mich seien sie nichts. Sie gab mir ein Gläschen Likör und Zigaretten. Im übrigen wolle sie heute abend, wenn die Gäste das Haus verlassen hätten, noch ein Wort mit mir reden. Damit war ich entlassen.

Als ich morgens 2 Uhr zur Ruhe gehen wollte, hielt sie mich zurück. Sie wolle mir meinen Lohn auszahlen. Ich solle auf ihr Zimmer kommen. Sie drückte mir einige hundert Franken in die Hand. Viel mehr, als ich erwartet hatte. Ob ich immer so schüchtern sei, fragte sie mich und wollte mich an sich ziehen. Ich wich ihr aus und schielte nach der Türe. Sie legte noch eine Hunderternote auf den Tisch. Ich schüttelte den Kopf und sagte ihr, dass ich mit dem Frühzug nach Paris reisen wolle.

Ich habe nicht alles verstanden, das sie mir zur Antwort zugerufen hat. Ich glaube, es sind nicht die freundlichsten Worte gewesen. Als ich am frühen Morgen mit meinem Koffer aus dem Hause ging, war kein Mensch da, dem ich hätte Lebewohl sagen können.

Als ich im Express sass, atmete ich erleichtert auf. Nun ging die Reise wieder nach Paris und ich freute mich, nicht mehr den drückenden Geruch von Alkohol, Zigarettenrauch und abgestandener Liebe der Pension atmen zu müssen. Lange hätte ich es in Dijon auch ohne die Zumutungen der Patronne nicht mehr ausgehalten. Es wurde mir zu eng in dem geschlossenen Haus, da selten ein Lichtstrahl die muffigen Räume erhellen durfte.

Ans Vaterland, ans teure,
schliess' dich an...

Der Wagen war dicht gefüllt. Ich zog es vor, im Couloir stehen zu bleiben. Aus einem Abteil drang ununterbrochen Kindergeschrei. Daneben sassen armselige Algerier, die irgendwo im Norden zur Arbeit geschickt wurden. Wir kamen näher an Paris und ich ertrug gern alles Ungemach, eine siebenstündige Reise stehend zu geniessen. Glücklicherweise trug ich reichlich Zigaretten und Früchte bei mir, so dass mir wenigstens die Zeit nicht lang wurde.

Ein Mädchen von 17 Jahren leistete mir angenehme Reisegesellschaft. Sie kam von Lyon und fuhr nach Paris, um Arbeit zu suchen. Gleiche Schicksale und gleiche Fahrten bringen die Herzen näher. Ich teilte gerne meine Bananen und meine Trauben mit ihr. Sie konnte wunderbar reizend lächeln, wenn sie die Traubenbeeren zwischen ihre runden, vollen Lippen schob. Und als wir bei der Zigarette angelangt waren, hatten wir bereits gute Freundschaft geschlossen.

Ich erzählte ihr von meinen Erlebnissen in Marseille und Dijon und als ich ihr gar sagte, dass ich Schweizer sei, da lachte sie schelmisch und gestand mir, dass sie auch vom Zürichsee stamme und seit einem Vierteljahr in Lyon tätig gewesen sei. In fröhlichem Zürichdeutsch beschlossen wir den Rest der Reise und hielten nach unserer Ankunft im Gare de Lyon bei einem nahen Bistro gemeinsamen Rat, wie wir den Tag noch würdig zu Ende führen könnten.

Wir suchten ein kleines Hotel und fanden in der Nähe des Boulevard Clichy schliesslich eine billige und saubere Unterkunft.

Am Abend stiegen wir durch die schmalen Gassen zur *Moulin de la Galette* empor, in jenes reizende Tanzlokal hoch oben auf dem Montmartre, dem Stelldichein der kleinen Verkäuferinnen, der Modistinnen, Schneiderinnen und der Modelle, halb Bohème, halb Midinetten, ohne grossen Luxus, sogar meistens sehr einfache Leute, aber immer mit jener Grazie und jenem Charme, der allen echten, unverfälschten Pariserinnen eigen ist. Die Gäste der *Moulin de la Galette* tragen ihre eigene Note. Unten auf dem Place Pigalle, in der *Moulin rouge*, im Rat mort, im *Caucasien* staute sich die internationale Gesellschaft. Vor den Bars und vor den Restaurants sassen friedliche Kleinbürger und vereinzelte geschminkte Strassenmädchen. Aber hier oben, wo Cook and Son keine Engländer und keine Amerikaner hinführte, da wurde noch gelacht und getanzt, von jungen, frischen, lebensfrohen Menschen, die sich nach des Tages Arbeit gerne eine Stunde in harmlosem Vergnügen freuen durften.

An verborgenen Tischen sassen glückselige Liebespärchen, die sich die Hände zärtlich streichelten, die sich stundenlang in die Augen schauten, die sich mit den Blicken umarmten und liebkosten. Sie nippten von einem Glase Wein und hatten für die andern keine Augen und keine Ohren, sie waren glücklich, auf ein paar Stunden sich selbst gehören zu dürfen.

Die kleine Freundin vom Zürichsee staunte und ich freute mich, ihr etwas Sonnenschein in ihr armseliges Dienstmädchenleben hineinragen zu dürfen. Am folgenden Morgen musste sie ihre Stelle antreten. Und für mich begann wieder die abwechslungsreiche Zeit des Suchens nach Arbeit.

Ich versuchte vieles. An Arbeitsgelegenheiten fehlte es nicht. Aber dafür an meiner Geschicklichkeit, mich sofort den verschiedensten Verhältnissen anpassen zu können. Ich hatte ja eigentlich kein Handwerk gelernt. Die speziellen Berufskenntnisse, die meistens verlangt wurden, fehlten mir. Mit der Beherrschung der Sprache hatte ich keine Schwierigkeiten mehr.

L a g a r ç o n n e

Zuerst fand ich eine Stelle als Verkäufer in einer Buchhandlung im *Quartier latin*. Die Tätigkeit gefiel mir. Ich war unter Büchern und sah vieles, das mich zu fesseln vermochte. Aber ich war kein Verkäufer. Vielleicht war ich ein guter Berater in literarischen Angelegenheiten. Gelegentlich auch ein scharfer, ironischer Kritiker. Aber ein Verkäufer, der die Kunden zu fesseln versteht und jedem mindestens drei bis vier Bücher verkauft, das war ich nicht. Ich konnte sogar sehr wenig verkaufen, viel weniger als meine Kollegen. Und nach drei Tagen fand der Prinzipal, es sei besser, wenn ich sein Geschäft verlasse, denn er habe einen Verkäufer engagiert und nicht einen Kritikus.

Ich war keineswegs erstaunt. Denn ich hatte diese Stunde erwartet. Es war vorher ein Mädchen von höchstens 16 Jahren erschienen und hatte ein Werk von *Victor Margueritte* verlangt. Ich hatte die Keckheit, sie zu fragen, ob es für junge Mädchen wirklich keine bessere und geeignetere Lektüre gebe, als ausgerechnet diesen *Victor Margueritte*. Der Prinzipal schob mich beiseite und verkaufte der Kleinen nicht nur die «*G a r ç o n n e*», sondern noch zwei ähnliche Werke.

S ch u h p h i l o s o p h i e

In meinem Hotel im Boulevard Clichy konnte ich die Zimmermiete auf die Hälfte herabsetzen. Ich musste dafür jede Nacht die Schuhe reinigen. Die Arbeit machte mir Spass. Ich pfiff die neuesten Schlager und fuhr mit der Bürste über zierliche Damenschuhe und schwere Herrenstiefel. Jeden Tag 20 Paar Schuhe. In jedem Beruf erhält man Routine. Auch als Schuhputzer. Die Arbeit war nicht schwer und ich sparte mir damit im Monat 100 Franken.

Am Sonntagvormittag ging ich auf den « Marché des puces » vor der Porte Clignancourt. Mit meiner wenigen Barschaft kaufte ich allerlei Raritäten, alte Bücher und alte Gemälde, Degen und alte Zinnkannen. Ich trieb die Preise nach Möglichkeit herunter. Während der Woche zog ich dann mit meiner Beute zu irgendeinem Antiquitätenhändler und suchte die Dinge wieder mit einem Ge-



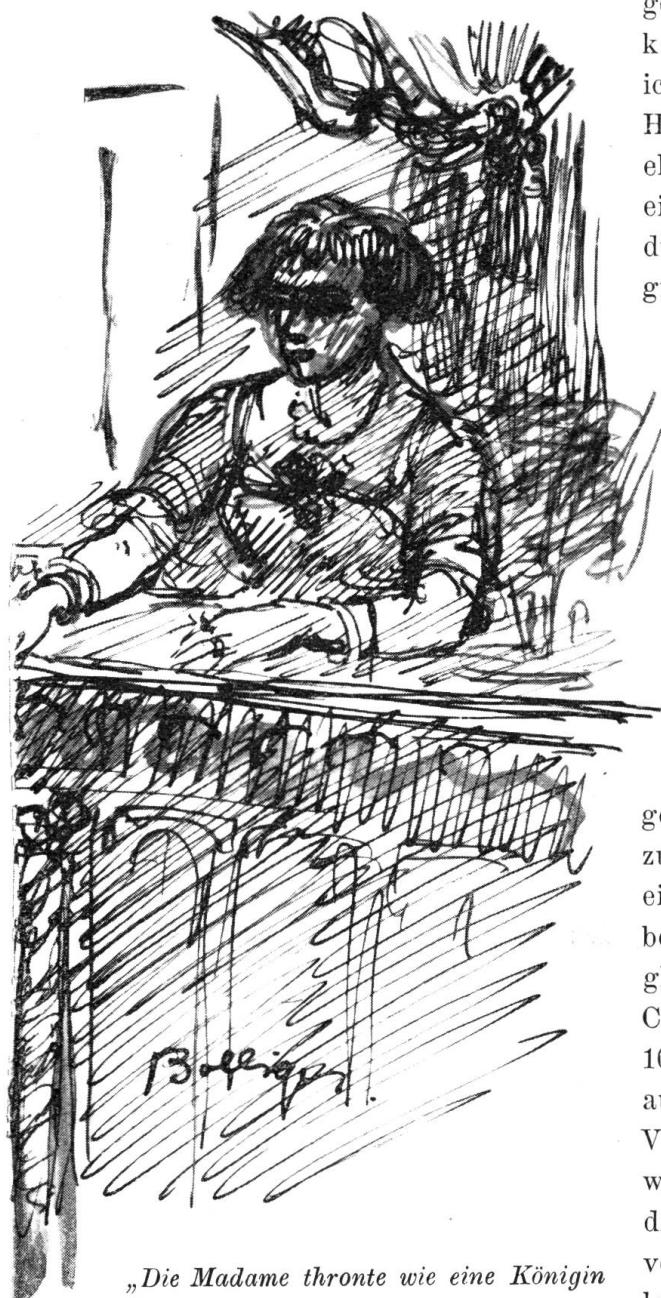
winn zu verkaufen. Ich musste manchen unnützen Gang machen. Aber am Ende der Woche hatte ich doch immer ein schönes Sümmlein beisammen. Es wurde allerdings viel wertloses Zeug feilgeboten, draussen auf dem grossen Markte vor den Fortifications. Aber mitunter fand man zwischen dem Gerümpel doch ganz

wertvolle Sachen, die man um billigen Preis erwerben konnte, um sie nachher wieder einem Händler in der Stadt mit etlichem Gewinn zu verkaufen.

Wenn ich bei meiner Tätigkeit auch nicht gerade viel verdiente, so gewann ich doch eine hübsche Dosis Menschenkenntnis. Selbst als Schuhputzer, trotzdem ich die Träger meiner Objekte eigentlich nur selten von Angesicht sehen konnte. Vielleicht war es besser so. Wenn ich kleine, zarte Damenschuhe in meinen Händen hielt, so dachte ich an eine feine, elegante Demoiselle, vielleicht sogar an eine grosse Mondaine, an ein reizendes, duftiges Wesen und es machte mir Vergnügen, bei besonders reizvollen Schuhen diskret nach der Trägerin zu forschen.

Als ich allerdings einmal bei einem Paar besonders eleganter Schuhe eine würdige Matrone, mit würdigem Umfang und würdigen grauen Haaren entdeckte, da gab ich es auf, über elegante Damenschuhe zu philosophieren. Denn sie waren trügerisch wie die Frauenherzen selbst.

Eines Tages gab ich ein Gastspiel als Packer in einem Versandgeschäft. Das Intermezzo kam mich teuer zu stehen. Ich musste gleich zu Beginn eine kostbare Vase sorgfältig zum Versand bereit machen. Durch ein Ungeschick entglitt das Prachtstück meinen Händen. Der Chef bekam einen Wutanfall. Ich musste 100 Franken bezahlen und stand wieder auf der Strasse. Zuerst machte ich den Vorschlag, den Betrag abzuverdienen. Man wollte nichts mehr wissen von mir, man drohte mit der Polizei und ich fand es vorteilhafter, die Note auf den Tisch zu legen und lautlos zu verschwinden.



„Die Madame thronte wie eine Königin an der Kasse . . .“

Ich kam ärgerlich und verstimmt in mein Hotel und klagte dem Portier mein Missgeschick. 100 Franken waren für mich ein Kapital und ich suchte nach einem Weg, den Betrag rasch wieder einzubringen.

Ob ich Sprachen könne, fragte mich der Portier.

« Gewiss, Deutsch, Französisch und Englisch ! »

« Dann weiss ich Ihnen einen einträglichen Posten. Werden Sie Fremdenführer! Zeigen Sie den Engländern und Amerikanern Paris, bei Tag und bei Nacht ! Fahren Sie nach Versailles und nach Fontainebleau ! Erzählen Sie den Fremden, was Sie wollen, geistreich und liebenswürdig ! Nur keine Schablone ! Und Sie werden manches hübsche Trinkgeld einstecken können.»

Ich machte meinen besten Anzug salonfähig, leistete mir sogar den Luxus, mich bei einem Coiffeur rasieren und frisieren zu lassen und ging auf die Direktion eines bekannten Reisebüros. Ich musste ein kleines Examen über mich ergehen lassen. Zuerst wurde ich auf meine Sprachfertigkeit hin geprüft. Dann wollte man allerlei geschichtliche Dinge wissen. Ueber die französische Revolution, über die Bastille und über die Tuilerien, über Napoleon Bonaparte, über Barock und Renaissance. In einer halben Stunde war ich engagiert.

L a d i e s a n d G e n t l e m e n

Ich musste jeden Vormittag um 9 Uhr in dem Reisebüro erscheinen. Man drückte mir eine farbige Mütze mit dem Namen der Firma auf den Kopf und setzte mich in einen grossen Gesellschaftswagen mit 10 bis 20 Fremden. Die Route war

vorgeschrieben. Zuerst ging es durch Paris, vom Etoile zum Invalidendom, Eiffelturm, Trocadéro und hinaus ins Bois de Boulogne, dann durch die Champs Elysées nach den Tuilerien, zur Notre Dame und zum Panthéon, durch die grossen Boulevards hinauf auf den Montmartre bis zur Sacré Cœur. Wo immer eine Sehenswürdigkeit sich zeigte, musste der Chauffeur anhalten und ich begann meine Erklärungen :

« Ladies and Gentlemen, Mesdames, Messieurs ...»

Ich kramte allerlei historische Reminissenzen aus meiner Seminarzeit, erzählte Anekdoten und begleitete meine Ausführungen mit mehr oder weniger geistreichen Hinweisen auf die moderne Zeit.

Hetzjagd durch Paris. Jeden Tag. Am Schluss gab es immer reichliche Trinkgelder. Gelegentlich musste ich auch hinaus nach Versailles. Hie und da hatte ich auch Nachtdienst. Das heisst, ich musste den Fremden Paris bei Nacht zeigen. Wir fuhren in dem grossen Autocar durch die Rue Pigalle, liessen die Fremden die geheimnisvollen Lichtreklamen am Boulevard Clichy bewundern, ich erzählte ihnen vom « Ciel » und vom « L'E n f e r », vom « N é a n t » und von der berühmten « Moulin Rouge », vom « Chat Noir » und vom alten seligen Bruant. Ich zeigte ihnen das Grab Heinrich Heines und sprach von seinen Liedern.

Nicht selten hatte ich auch Schweizer unter meinen Passagieren. Ich freute mich, wenn ich wieder meine Muttersprache hörte. Einmal sah ich deutlich, wie sich ein biederer Zürcher Ehepaar krampfhaft abmühte, meinen französischen und englischen Erklärungen zu folgen. Mit negativem Erfolg. In währschaftem Zürich-

deutsch schimpfte der Mann über die Amerikaner und Engländer, denen man alle Aufmerksamkeiten zukommen lasse, der Schweizer aber gelte nichts, der dürfe nur bezahlen. Er hatte selbstverständlich keine Ahnung, dass ihn jemand unter dieser buntgemischten Reisegesellschaft verstehen würde.

Bei der nächsten Haltestelle leistete ich mir den Spass, meine Ausführungen mit einigen zürichdeutschen Ergänzungen abzuschliessen. Das Ehepaar strahlte vor Verblüffung, vor Freude und Stolz. Und ich machte ein gutes Geschäft dabei.

Ich wurde unzählige Male geknipst. Und manche Lady versprach, mir die Photographien zu schicken. Ich habe sie nie erwartet. Sonst könnte ich noch heute auf die Bilder warten. Aber vielleicht sitzt drüben in Amerika eine kleine Dollarlady, die ihren Freundinnen von ihrer Hochzeitsreise nach dem Kontinent erzählt und dabei auch die Photographien zeigt, da sie von einem jungen Fremdenführer durch die Geheimnisse von Paris geführt wurde.

Les mystères de Paris

Die Reisegesellschaften liessen mich kühl. Ich war mich bald gewöhnt, alle möglichen Länder zu meinen Füssen zu sehen. Aus allen Erdteilen und aus allen Zonen, mit und ohne Hornbrillen, mit Kniehosen nach echt schottischem Schnitt, mit dem grünen Touristenhütlein des Norddeutschen, alte, würdige Matronen und junge, reizende Mädchen, Backfische und elegante Damen der grossen Welt. Alle möglichen Parfüme drangen in meine Nase und alle möglichen Arten von Tabak. Ich habe manches Hochzeitspärchen gesehen und manchen Weltenbummler. Ich habe

manche Schönheit bewundert und über manchen eingebildeten Geldprotzen die Nase gerümpft. Aber letzten Endes war es immer dasselbe. Ich erzählte von alten, vergangenen Tagen, von der Glanzzeit des französischen Reiches. Ich liess die herrlichen Baudenkmäler bewundern und die eleganten Toiletten dazu. In Versailles plauderte ich mit Vorliebe von dem grossen Dreigestirn, Mesdames Pompadour, Maintenon und Dubarry. Ich erzählte von Marie Antoinette und ihrem Perlenhalsband. Ich kam mir vor wie ein wandelndes Lexikon. Auf alle Fragen meiner Gäste musste ich eine Antwort finden. Und es ist unglaublich, was die Menschen in solchen Fällen alles wissen wollten. Mit beinahe teuflischer Lust fragten sie und fragten sie die unmöglichsten Dinge der Welt und suchten immer eine Gelegenheit, da ich ihnen die Antwort schuldig bleiben musste.

« Warum liegt Napoleon Bonaparte im Invalidendom und nicht im Panthéon ? » — « Warum hat Clemenceau nicht schon bei Lebzeiten ein Denkmal erhalten ? » — « Stimmt es, dass Mistinguette mit einem amerikanischen Bankier verheiratet ist ? » — « Warum steht der Obelisk nicht auf dem Place de l'Opéra ? » — « Wozu braucht Frankreich einen Präsidenten der Republik mit einem wunderbaren Palais in den Champs Elysées, wenn doch der Ministerpräsident alle Geschäfte erledigen muss ? » — « Können Sie mir ein intimes Tanzlokal an der Rue Pigalle empfehlen ? » — « Wissen Sie mir einen zuverlässigen Typ für die heutigen Rennen in Longchamp ? » — « Wann fährt der nächste Dampfer nach Rio de Janeiro ? » — « Wo trinkt man in Paris den besten Cocktail ? » — « Wo amüsiert man sich

am besten ? » — « Kennen Sie ein Vergnügungslokal, da ich meine Frau mitnehmen darf ? » — « Können Sie mir einmal einen echten Apachen zeigen, aber nur auf Distanz ? » — « Ist es gefährlich, des Nachts allein im Bois de Boulogne zu spazieren ? » — « Ich möchte einmal eine richtige Opiumhöhle sehen, können Sie mir eine gute Adresse sagen ? » — « Gibt es in Paris auch Nackttänzerinnen ? » — « Warum kostet der Metro nur 35 Centimes ? » — « Tragen die Damen nächsten Winter kurze oder lange Röcke ? »

Ich besass leider nicht das Wissen eines Briefkasten-Onkels und zog es vor, in manchen Fällen durch irgendeinen witzigen Satz einen Ausweg zu finden.

Als ich einmal einer langen, hageren Engländerin zur Antwort gab, ich sei nur ein Fremdenführer, aber nicht ein Konversationslexikon, da beschwerte sie sich bei der Direktion. Man gab mir einen strengen Verweis und drohte mir im Wiederholungsfalle mit der Entlassung. Ich liess mir nicht drohen und ging. Denn ich hatte genug davon, jeden Tag langweilige Reisende durch ganz Paris zu jagen, langweiligen und geistlosen Gesichtern von den grossen Zeiten der französischen Revolution zu erzählen, mich von alten Damen einen « quite nice boy » nennen zu lassen, unerfahrenen Provinzlern von dem Pariser Nachtleben zu schwärmen, ihnen Dinge vorzuflunkern, von denen ich selbst keine Ahnung hatte. Ich hatte genug davon, mich jeden Tag ein dutzendmal in Führerstellung zu werfen, um als « Souvenir de Paris » in irgendeinem Photoalbum über den Ozean geschleppt zu werden. Ich hatte genug von dem ganzen Schwindel, den Reisenden in einigen

Stunden Autocar auch nur einen blassen Dunst von Paris vermitteln zu können. Man zeigte ihnen den Glanz und den Luxus, die internationale Welt und das internationale Hochstaplerum. Aber das eigentliche Paris, das arbeitet und lacht und weint, das gab man ihnen nicht zu sehen.

Ich legte meine farbige Mütze auf den Direktionstisch, liess mir meinen Lohn auszahlen und war froh, der widerlichen Trinkgeldatmosphäre entronnen zu sein.

« Ladies and Gentlemen ... ! » Ich steckte eine Zigarette in Brand und pfiff auf die ganze internationale Reisegesellschaft, der ich jeden Tag vier Stunden lang die Geheimnisse von Paris enthüllen durfte.

Retour à la vie bourgeoise

Nach acht Tagen fand ich in einer Privatschule eine Stelle als Lehrer für deutsche Sprache. Ich hatte täglich zwei Stunden zu erteilen, je abends von 8 bis 10 Uhr und erhielt pro Stunde fünf Franken. Dabei hatte ich etwa zehn Schüler zu unterrichten, die pro Stunde allein zehn Franken entrichten mussten. Der Lohn war bescheiden, aber ich musste froh sein, wenigstens etwas zu verdienen. Es ging nicht lange, so hatte ich auch hier meinen Weg gefunden. Ich gab den fleissigeren Schülern zu verstehen, dass ich Einzelunterricht für acht Franken in der Stunde erteilen würde. Rasch hatte ich jeden Tag etwa vier bis fünf Schüler, so dass ich nun ein ruhiges Leben führen konnte.

Es blieb mir reichlich Zeit, mich mit meinen privaten Studien zu beschäftigen, ich konnte nun wirklich Paris kennen lernen, wie es meine Absicht gewesen war. Ich lernte Stadt und Leute lieben dabei

und genoss ein Jahr behaglichen Lebens, mitten in dem rauschenden Strom der Millionenstadt, ein Leben, das ich mir ganz nach meinem Gutdünken einrichten konnte. Ohne materielle Sorgen, allerdings auch nicht im Ueberschwang, aber immerhin so, dass ich mir viel Bücher kaufen konnte und auch in den Theatern ein fleissiger Gast sein durfte.

Ich trug keinerlei Verlangen, so rasch wieder in meine Heimat zurückzukehren. Die Stadt gefiel mir. Und in der Heimat waren die beruflichen Aussichten immer noch schlecht.

Aber auch diese schöne Zeit sollte ein jähes und widerliches Ende nehmen. Nach einem Jahr kam es der Pariser Fremdenpolizei in den Sinn, sich einmal nach meiner Arbeitsbewilligung zu erkundigen. Ich musste meine Unterrichtsstunden plötzlich abbrechen und mein Bündel schnüren, wenn ich nicht riskieren wollte, über die Grenze geschoben zu werden.

Traurig und niedergeschlagen verliess ich Paris, wo ich eine schöne Zeit meines Lebens verbringen durfte, und als ich bei Basel zum erstenmal seit langer Zeit wieder schweizerischen Boden betrat, wurde zum erstenmal eine gewisse Sehnsucht gross in meinem Herzen, meine Vaterstadt wiederzusehen.

Ich war kaum acht Tage zu Hause, als

ich mich auf der Erziehungsdirektion vorstellte und mich um eine Lehrstelle bewarb. Da ich seit meiner Entlassung aus dem Seminar nie Gelegenheit hatte, im Lehramte tätig zu sein, wurde meinem Gesuche sofort entsprochen. Ich wurde als Vikar in eine kleine Gemeinde geschickt. Der Gegensatz zwischen Paris und diesem Bauerndorf war hart. Aber die Stelle war günstig und es waren alle Aussichten vorhanden, in kurzer Zeit definitiv gewählt zu werden.

* * *

Aber wenn ich heute über meinen Schulheften sitze und die ungelenken Schriften korrigiere, dann fliegen meine Gedanken oft zurück in das Land der französischen Sonne, in die dunkle Spejlunke im Quartier de la Villette, nach Marseille, nach Dijon, und wieder nach Paris in den prächtigen Garten des Luxembourgs und der Tuilerien, da ich manchen stillen Nachmittag verträumen durfte.

Wenn ich auch keinen Reichtum zurückgebracht habe, so bleibt mir doch viel schöner Gewinn, viel Wertvolles, das weit über aller Schulstabenweisheit steht und ein hübsches Bündel von Erinnerungen, die fortleuchten werden durch mein ganzes Schulmeisterleben hindurch.

